Schopenhauers Alptraum oder: Von der Pluralität der Wissenschaftssprachen

Michael Hagner

Als Latein im 19. Jahrhundert seine Rolle als Wissenschaftssprache endgültig eingebüßt hatte, hielt sich der Protest der Gelehrten in Grenzen. Umso vehementer fiel der Kommentar Arthur Schopenhauers aus, der freilich mit dem Wissen darum kokettierte, daß dieser Protest um viele Jahrzehnte zu spät kam und seinen Autor als einsamen Rufer in der Wüste dastehen ließ. Eine Wüste war für Schopenhauer allerdings auch die Gelehrtenwelt, die sich ihren einst üppigen Garten mit der Entscheidung für die jeweiligen Nationalsprachen selbst zerstört hatte. Wortreich beklagte der Frankfurter Privatgelehrte den Untergang der alten Sprachen, der es unmöglich mache, daß Autoren des 9. oder 12. Jahrhunderts mit denen des 19. noch eine gemeinsame Gelehrtengesellschaft bilden. Der Verlust einer solchen Gemeinschaft, die Zeit und Raum durch eine einheitliche Sprache überwand, sei »für die Wissenschaften in Europa ein wahres Unglück«. Nicht einmal Übersetzungen fanden seine Gnade. Selbst ein vielgerühmter Übersetzer von Baltasar Graciáns *Handorakel*, charakterisierte er die von »litterarischen Handwerksburschen fabrizierten Verdollmetschungen« als »schlechtes Surrogat für eine allgemeine Gelehrtensprache«.[1]

Schopenhauers Entsetzen über das verblühte Ideal einer sprachlich vereinten Gelehrtenrepublik hatte zwei Stoßrichtungen. Einerseits: die »Kleinbürgerei der Nationallitteraturen«, die unweigerlich zur Erosion gelehrter Tugenden und Praktiken führte, indem die besten Geister anderer Nationen übersehen wurden, während die mittelmäßigen Skribenten der eigenen Sprache die publizistische Bühne bevölkerten. Andererseits: die Kontamination gelehrter Tätigkeit durch gesellschaftliche Belange, indem die in den verschiedenen

Nationalsprachen geschriebenen Texte nicht mehr nur an die Gelehrten, sondern auch an ein allgemeines Publikum adressiert wurden. Eine solche Kapitulation vor dem eitlen Markt von Halbgebildeten, Profiteuren und gewöhnlichen Menschen, jener »Fabrikwaare der Natur«,[2] bedeutete für Schopenhauer das Ende der gelehrten Autonomie und einen Rückfall in die Barbarei.

Unter Universalismus und der Möglichkeit zu einer ungehinderten Kommunikation unter den Gelehrten verstand Schopenhauer offensichtlich etwas anderes als die heutigen Verfechter von Open Research oder Open Access: Zutritt zur Gelehrtenrepublik erlangten nur diejenigen, die das Säurebad des gründlichen Studiums alter Sprachen auf sich genommen hatten. Latein als lingua franca sollte eine globale Verständigung unter Verständigen ermöglichen und vor allem die Masse derjenigen ausschließen, die sich, ob interessiert oder nicht, für dieses Geschäft als ungeeignet erwiesen. Die vollendete und elegante Beherrschung des Lateinischen fungierte somit auch als zuverlässiger Türhüter, um halbgebildetes Mittelmaß oder hochfahrendes Geschwafel aus der Gelehrtenwelt fernzuhalten.

Man braucht sich an dieser Stelle nicht darüber zu streiten, ob diese Suada ein auch nur halbwegs angemessenes Bild der lateinisch verkehrenden Gelehrtenrepublik zeichnet. Und es ist auch müßig, darauf hinzuweisen, daß gerade Schopenhauer nicht zuletzt wegen seiner sprachlichen Originalität zu einem der am meisten gelesenen Philosophen außerhalb der Fachwelt geworden ist. Viel interessanter ist seine beharrliche Forderung, die Trauben einer Wissenschaftssprache so hoch zu hängen, daß nur wenige sie erreichen können. Damit sind alle Probleme von Sprachgemeinschaften, die Verschiebungen, Transfers und gegenseitigen Bereicherungen, mit einem Handstreich vom Tisch. Zwischen der einen Wissenschaftssprache und den vielen gewöhnlichen Sprachen soll es keine Verbindung geben – ganz im Sinne der Vorstellung, daß die Vermischung von Unrat und Honig in jedem Fall Unrat und niemals Honig ergibt. In Schopenhauers Arkadien gibt es

keinerlei Zugeständnisse: Es ist frei von der vulgären Idee, für Geld zu schreiben, frei von der beschämenden Forderung, die weniger Gebildeten dort abzuholen, wo sie sich aufhalten, und frei von der Notwendigkeit, seinen Schreib- und Denkstil mit irgendwelchen nationalsprachlichen Entwicklungen abzugleichen. Insofern ist dieses Arkadien ein Ort der Zeitlosigkeit, in dem die Kommunikation zwischen dem Denker des 19. Jahrhunderts und Robert Grosseteste oder Raimundus Lullus so bequem vonstatten geht wie in Lukians oder Fontenelles Elysium.

Und auch in dem Punkt stemmt sich Schopenhauer gegen die mächtige Entwicklung seiner Zeit, daß er mit der Spezialisierung der Wissenschaften nichts im Sinn hat. Sein Traum besteht gerade darin, daß Physiker und Metaphysiker zum gegenseitigen Vorteil miteinander reden. Die Ganzheit und die Allgemeinheit der Erkenntnis, die Verständigung über die Zeiten und über die jeweiligen Fachgrenzen hinweg bedeuten aber auch, in Kauf zu nehmen, von der Mitwelt unbeachtet zu bleiben. Mit sarkastischem Blick auf den verhaßten Hegel hält er denn auch fest, daß bestallte Professoren an ihre Zeitgenossen gelangen, während unabhängige Gelehrte viel eher von der Nachwelt gelesen werden.[3]

Die Verweigerung der Zeitgenossenschaft in einer geschlossenen Gelehrtenwelt und die Sehnsucht nach einer universalen Wissenschaftssprache, die Autonomie und Schutz vor Kontaminierung bietet, mag in ihrer Maßlosigkeit bereits damals befremdlich gewirkt haben, und doch weist Schopenhauer mit seiner Verknüpfung von exklusiver Sprache, Immunisierungsstrategie und universeller Gelehrtheit auf einen Punkt hin, der von anhaltender Relevanz ist. Wer die Sprache schlecht oder gar nicht beherrscht, kann in keiner Wissenschaft reüssieren. Mischen sich Ungenauigkeit, mangelnde Komplexität, Pathos oder Geschwätzigkeit in die Sprache ein, wird die Erkenntnis selbst korrumpiert. So gesehen bildet eine Wissenschaftssprache die Physiognomie der Erkenntnis oder, etwas anders, in Schopenhauers Diktion: »Der Stil ist die Physiognomie des Geistes.«[4] Das heißt, auch die Sprache unterliegt einer episte-

mischen Verpflichtung. Dieser Aspekt geht in Schopenhauers Tiraden über das allgemeine Publikum zwar etwas unter, bildet aber doch den Gravitationspunkt für seine Überlegungen, und es ist zumindest bedenkenswert, daß er diese Verpflichtung eher in einer einzigen Sprache gewährleistet sieht als in einer Vielfalt von Wissenschaftssprachen.
Nach Schopenhauer kann eine Wissenschaft nicht angemessen behandelt werden, wenn sie nicht in der einen richtigen Sprache verfaßt ist. Ganz ohne Bezug auf das Latein, aber mit ebenso großer Deutlichkeit sagte das bereits der Abbé de Condillac, wenn er das Erlernen einer Wissenschaft und das Erlernen einer Sprache in einem Atemzug nannte: »L'homme qui paroit le moins propre aux science, est au moins capable d'apprendre des langues. Or une science bien traitée n'est qu'une langue bien faite.«[5] Wenn Wissenschaft – egal, um welche es sich handelt – so sehr auf Sprache angewiesen ist, und zwar nicht aus Gründen einer reibungslosen Kommunikation, sondern um überhaupt erst zu sich selbst zu kommen, ist es unabdingbar, daß sie sich ihrer Sprache wieder und wieder versichert. Genau das tun Wissenschaftssprachen, oder zumindest geben sie vor, das zu tun. Die Frage, die mich in diesem Zusammenhang interessiert, ist weniger, ob sie in jedem Fall die Forderung nach Klarheit, Verständlichkeit und Präzision erfüllen, sondern ob es für einen angemessenen Einsatz der Sprache ein allgemeingültiges Rezept gibt. Vorschläge sind zur Genüge unterbreitet worden, sei es – wie bei Schopenhauer – Latein als lingua franca oder die Isolierung der Wissenschaftssprache von der natürlichen Sprache, sei es der gezielte Gebrauch einer bestimmten Nationalsprache oder – historisch die jüngste und gegenwärtig bedeutendste Entwicklung – Englisch als lingua franca.

Aus naturwissenschaftlicher Sicht wird oftmals nicht ohne Selbstbewußtsein und Argwohn gegen anderslautende Überlegungen argumentiert, daß das Englische als Universalsprache der Wissenschaften sich bestens bewährt habe. Das ist zweifellos richtig, aber auch voreilig, denn es wird unterschla-

gen, daß viele Naturwissenschaftler zwar auf englisch miteinander kommunizieren, daß das aber nicht notwendigerweise die Sprache ist, in der sie denken. Englisch hat in diesen Fällen nur eine kommunikative und keine epistemische Verpflichtung. Deswegen ist es ein schwerer Irrtum, anzunehmen, mit dem allgemeinen Gebrauch des Englischen könnten alle am Erkenntnisgeschäft teilhaben. Was Elektroingenieure oder Chemiker untereinander verhandeln, ist Außenstehenden – egal ob es sich um Biologen oder Versicherungsvertreter handelt – so unverständlich, wie eine lateinische Disputation über Ovid es für diejenigen ist, die diese Sprache nicht beherrschen, selbst wenn sie Ovid in Übersetzung gelesen haben. Worauf ich hinauswill: Das Auseinanderfallen von einer Wissenschaftssprache als Verständigungsorgan und als Physiognomie der Erkenntnis war bereits vollauf im Gange, als Schopenhauer sich darüber echauffierte, daß Geisteswissenschaftler sich anschickten, ihr vermeintliches Privileg preiszugeben. Zur gleichen Zeit waren die Naturwissenschaftler längst dabei, einen anderen nicht überbrückbaren Graben zwischen Fachsprache und Normalsprache auszuheben – und das ganz ohne Latein.

Galileo Galileis programmatischer Satz, daß das Buch der Natur in der Sprache der Mathematik geschrieben sei, hatte bekanntlich bei Kant eine Verschärfung gefunden, wonach »in jeder besonderen Naturlehre nur so viel *eigentliche* Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin *Mathematik* anzutreffen ist«.[6] Im 19. Jahrhundert wurden dann einige Wissenschaften nicht nur exakt, sondern auch so mathematisch, daß es ein mindestens ebenso gründliches Studium wie einst das des Latein erforderte, um sich in ihnen zurechtzufinden. Mathematische ebenso wie sprachliche Fähigkeiten und Kenntnisse bilden die Voraussetzung zum Umgang mit Erkenntnisgegenständen und garantieren darüber hinaus einen semantischen und sozialen Exklusivitätsstatus, der über die Zugehörigkeit zur entsprechenden Wissenschaftlergemeinschaft befindet. Während noch für Schopenhauer das Lateinische darüber Auskunft gab, ob sich jemand in einer

Wissenschaft bewegen kann oder nur halbgebildet darüber redet, so hat diesen Platz seitdem am ehesten die Mathematik eingenommen. Robert Musil hat das in einer treffsicheren Rezension von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* schön auf den Punkt gebracht: »Mathematische Kapitel aber haben vor andren den Vorzug, daß sie diese bei belletristischen Geistern sich auf jedem Wissensgebiet rasch einstellende imitatorische Belesenheit von Sachlichkeit leicht unterscheiden lassen.«[7]

In den Wissenschaftssprachen geht es um den Wunsch, zwischen imitatorischer Belesenheit und Sachlichkeit unterscheiden zu können. Deswegen wäre es ein groteskes Mißverständnis, zu behaupten, die Sachlichkeit eines chemischen oder physikalischen Artikels erweise sich daran, daß er auf englisch geschrieben ist. Die Sachlichkeit erweist sich am Einsatz der chemischen oder physikalischen Formeln, am experimentellen Design oder, allgemeiner gesagt, wie das gestellte Problem formuliert und behandelt wird, wobei es natürlich nicht nur um sprachliche oder mathematische Elemente geht, sondern auch um Instrumente, Modelle oder Visualisierungen. Wichtig ist, daß all das ebensogut auf chinesisch oder russisch erfolgen könnte wie auf englisch. Es gibt gute Gründe dafür, daß Englisch seit einigen Jahrzehnten die absolut dominierende Wissenschaftssprache ist, doch wenn es eine andere wäre, so hätte das keine entscheidenden Auswirkungen auf die epistemische Struktur dieser Wissenschaften.

Auch wenn eine Untersuchung der narrativen Elemente naturwissenschaftlicher Begriffsbildung immer wieder ein lohnendes Unterfangen ist, kann man dennoch kaum bestreiten, daß naturwissenschaftliche Erkenntnis sich mit einer skelettierten und standardisierten Sprache, die eben darin ihren Zweck erfüllt, gut verträgt. In Forschungsartikeln geht es nicht darum, für Nicht-Spezialisten verständlich zu sein. Dementsprechend sind es Formeln und Algorithmen, eindeutig definierte Begriffe und Symbole, mathematische Gleichungen und Beweise, Statistiken und Signifikanzen, in denen Forschung kommuniziert wird. Mehr noch: Genau das sind die Sprachen und Re-

präsentationsformen, in denen Naturwissenschaftler zumeist denken und arbeiten. Ohne ihre Formeln dürften Chemiker oder Physiker erhebliche Schwierigkeiten haben, überhaupt noch angemessen wissenschaftlich denken zu können, ihre Probleme zu formulieren und mit ihnen zu hantieren. Über die Kommunikation innerhalb einer bestimmten Forschergemeinschaft ist damit noch gar nichts gesagt, aber es läuft darauf hinaus, daß Formeln, Symbole und klar definierte Begriffe das Unabdingbare sind, während es sich beim Gebrauch des Englischen nur um eine Konvention handelt. Womit nichts gegen das Englische gesagt sein soll, denn Konventionen erleichtern das Geschäft.

In den Geisteswissenschaften verhält es sich anders und doch ähnlich. Anders, weil die Unterscheidung zwischen imitatorischer Belesenheit und Sachlichkeit hier nicht in der Weise gelingt wie in den mathematisierten Wissenschaften, und zwar weil ihre Wissenschaftssprache sich – nach dem Niedergang des Latein – nicht in der Weise von den Alltagssprachen abgekapselt hat wie die Mathematik – und wenn doch, dann ließ sie sich gern auch als Jargon imitieren. Dennoch, und darin besteht die Ähnlichkeit zu den Naturwissenschaften, spielt die Sprache für das wissenschaftliche Denken auch hier eine konstitutive Rolle. Man nehme den Geisteswissenschaftlern die Sprache weg, und sie haben die gleichen Probleme wie ihre Kollegen aus den Naturwissenschaften, wenn sie nicht über ihre Formeln verfügen. Wir bewegen uns hier nicht auf der Ebene der Vermittlung des wissenschaftlichen Wissens, sondern auf der Ebene des Denkens und Explorierens, des Suchens und Versuchens. Physiker vermögen ohne die Palette der ihnen zu Gebote stehenden mathematischen Mittel das physikalische Denken nicht mehr zu verkörpern. Für Geisteswissenschaftler verkörpert die Sprache ein historisches oder philosophisches Denken, und das heißt, daß die Sprache nicht beliebig ersetzbar ist.
In der Sprache schleichen sich Ideen von der Seite unbemerkt an, treffen einen bisweilen aber auch unerwartet frontal oder

lassen sich nur mühsam an Bord bringen wie ein verhaktes Fischernetz. Dazu zählen neben den präzisen und klar definierten auch oszillierende, etwas zu wünschen übriglassende Begriffe, die gerade in ihrer Defizienz die Denkbewegung ermöglichen. Diese Unhintergehbarkeit der Sprache hat Adorno mit Blick auf die Philosophie treffend charakterisiert: »Weil die Disziplin des philosophischen Denkens vorab in der Formulierung des Problems sich realisiert, ist in der Philosophie Darstellung ein unabdingbares Moment der Sache.«[8] Das gilt aber nicht nur in der Philosophie, sondern auch in jenen Geisteswissenschaften, die mit aller empirischen, logischen und philologischen Sorgfalt weniger zählen und messen als erzählen und ermessen.

Geisteswissenschaftliches Denken hängt also von einem angemessenen Einsatz der Sprache ab, und die Erfahrung zeigt, daß die meisten diesen Einsatz nicht in mehreren Sprachen leisten können, sondern nur in einer. Das muß keineswegs die zuerst erlernte Sprache sein und auch nicht diejenige, in der man sich erste wissenschaftliche Meriten erworben hat. Beredte Beispiele dafür lassen sich in den zahlreichen Emigrantenschicksalen des 20. Jahrhunderts finden. Der eben zitierte Adorno räumte offen ein, daß ihm der Entschluß zur Rückkehr nach Deutschland leichter gefallen sei, weil er sich nicht den in den USA üblichen Gepflogenheiten der sprachlichen und inhaltlichen Organisation wissenschaftlicher Texte anpassen wollte: »Was man von mir verlangte, war nichts anderes als die folgerechte Anwendung der Gesetze hochgesteigerter ökonomischer Konzentration auf wissenschaftliche und schriftstellerische Produkte. Aber dies nach dem Maß von Anpassung Fortgeschrittenere bedeutete unweigerlich nach dem Maß der Sache den Rückschritt. Anpassung schneidet ab, wodurch geistige Gebilde über das selbst bereits gesteuerte Konsumentenbedürfnis sich erheben, ihr, vielleicht, Neues und Produktives. Wird einmal der Geist, wie freilich Unzählige es möchten, auf Touren gebracht, auf den Kunden zugeschnitten, den das Geschäft beherrscht, indem er seine Inferiorität zum Vorwand der eigenen Ideologie erkürt, so ist

es mit dem Geist so gründlich aus wie unter den faschistischen Knüppeln.«[9]
Dieser Vergleich mag einen heute eigentümlich berühren, doch die Gefahren einer sich an Konsumenten orientierenden Wissenschaftssprache waren längst vor Adorno heraufbeschworen worden. Ökonomische Bedürfnisse versus Sachlichkeit und geistige Autonomie – diesen Gegensatz hatte auch Schopenhauer postuliert, nur daß er daraus die Notwendigkeit des Lateinischen ableitete, während Adorno für die Sprache plädiert, die ihm die Formulierung des Problems am ehesten ermöglicht. Latein spielt für ihn keine Rolle mehr, aber Englisch hat sich für ihn nicht ausgezahlt: »Schreibt man in einer ernsthaft fremden Sprache, so gerät man, eingestanden oder nicht, unter den Bann, sich mitzuteilen, es so zu sagen, daß die anderen es auch verstehen. In der eigenen Sprache jedoch darf man, wenn man nur die Sache so genau und kompromißlos sagt wie möglich, auch darauf hoffen, durch solche unnachgiebige Anstrengung verständlich zu werden.«[10]
Es wäre verfehlt, diese Unterschiede als absolut anzusehen. Auch eine fremde Sprache wird irgendwann zur Gewohnheit, und dann dürfte man sich in ihr wohl gelenkiger bewegen, und es mag sogar so weit kommen, daß der Primat des Mitteilungsbedürfnisses gebrochen wird. Nur sollte man sich darüber im klaren sein, daß man sich hier bereits im Hochgebirge bewegt, in dem jeder für sich selbst entscheiden muß, mit welchem Gepäck er unterwegs ist; und zuviel Gepäck ist höchsten Ansprüchen nun einmal hinderlich. Umgekehrt bedeutet die Verfügbarkeit der eigenen Sprache als Wissenschaftssprache keine Erkenntnisgewißheit. Ausdrücklich verweigert sich Adorno einer Vergötzung des Deutschen und ruft zu »unermüdlicher Wachsamkeit gegen allen Schwindel auf«, der sich einredet, mit der Sprache automatisch Zugang zur Wahrheit zu haben.[11] Deswegen ist die Beziehung zwischen Sprache und Erkenntnis vor allem Anstrengung und Hoffnung.
Der für mich entscheidende Punkt an diesen Überlegungen liegt darin, daß Präzision, Kompromißlosigkeit und Arbeit – für die meisten jedenfalls – nicht in beliebigen Sprachen zu

haben sind. Hinter dem berechtigten Wunsch nach Verständlichkeit steht nicht selten die mundgerechte Trivialisierung. Deswegen ist Verständlichkeit nur dann ganz hoch zu veranschlagen, wenn sie sich zuerst an der Sache und in zweiter Linie an Publikumsbedürfnissen orientiert. Keine Wissenschaftssprache darf unter das Niveau der Komplexität ihres Erkenntnisgegenstands gehen. Deswegen ist nicht ein wissenschaftlicher Satz gelungen, der von möglichst vielen verstanden wird, und ebensowenig einer, der sich möglichst weit von der Alltagssprache abhebt, sondern einer, der die gegebene Problemlage präzise, klar und verständlich artikuliert.

In der Sprache müssen die Widerstände, Unsicherheiten und Vorläufigkeiten sichtbar bleiben, und das unterscheidet sie von der mathematischen oder chemischen Formel, in der es diese Attribute nicht gibt. Auch diese mangelnde Eindeutigkeit trägt dazu bei, daß die Sprache der Geisteswissenschaften gegen die Imitatoren nicht so gut gefeit ist wie die der Mathematik, aber es läßt sich durchaus angeben, wie die Sprache eines von Illusionen abrückenden wissenschaftlichen Denkens aussieht. Sie versteckt kein Problem, das sich dem eigenen Erkenntnisprozeß stellt, formuliert behutsam und widersteht jeder übereilten Kompromißlösung. Wenn Ludwik Fleck mit großem Gespür für die ständigen Flurbereinigungen im wissenschaftlichen Erkenntnisgeschäft schreibt: »Die Zickzacklinie der Entwicklung, deren jeweilige Windungen die Autoren sicherlich lebhaft mitgefühlt hatten, verwandelte sich in der Retrospektive jedoch zu einem geraden und zielbewußten Weg«,[12] dann bildet ein gelungener Text nicht die Zickzacklinien ab, sondern er markiert das Kraftfeld zwischen diesen und dem zielbewußten Weg.

Solche Komplexität erfordert eine Sprachpräzision, die keineswegs notwendig darauf hinauslaufen muß, sich nur der eigenen Muttersprache anzuvertrauen. Die Erfahrungen der Emigration, ich deutete es bereits an, haben auch zu ganz anderen Resultaten geführt. Erwin Panofsky hat den Satz kolportiert, daß die Muttersprache der Kunstgeschichte Deutsch sei, aber als er diesen Satz schrieb, hatte er seit fast 20 Jahren keinen

wissenschaftlichen Text mehr auf deutsch verfaßt und war darüber alles andere als unglücklich. Das Deutsch der Kunstgeschichte, also dasjenige, in dem er selbst bis 1933 geschrieben hatte, hielt er für »unnötig schwerverständlich« und »unpräzise«. Nicht ohne selbstkritischen Unterton beklagte er die Tendenz der deutschen Sprache, einen »trivialen Gedanken hinter einem Wollvorhang scheinbarer Tiefgründigkeit vorzutragen«. Das Englische dagegen halte den Gelehrten dazu an, »mehr oder weniger [zu] wissen, was er meint, und [zu] meinen, was er sagt«.[13] Ganz im Gegensatz zu Adorno fand Panofsky es hilfreich, in den USA viel häufiger mit einem nichtprofessionellen Publikum zu tun zu haben. Das habe ihm die Zunge gelockert. Im Englischen vermochte er zu neuen Gegenständen vorzustoßen, die ihm vorher verschlossen geblieben waren – aber das geschah um den Preis einer Entfremdung von seiner ersten Sprache. Der mit der neuen Sprache verbundene Gewinn konnte nicht mehr ohne weiteres in die alte Sprache rücküberführt werden.

Als der Freiburger Kunsthistoriker Kurt Bauch 1956 bei Panofsky anfragte, ob er bereit sei, eine Einleitung zu den gesammelten Aufsätzen seines Lehrers Wilhelm Vöge zu verfassen, tat Panofsky alles mögliche, um sich dieser Aufgabe zu entwinden: Zunächst lehnte er mit Verweis auf anderweitige Verpflichtungen ab; als ihm Terminaufschub gewährt wurde, ließ er den von ihm selbst vorgeschlagenen Abgabetermin verstreichen.[14] Auf Nachfrage mußte er zugeben, noch nicht einmal mit der Arbeit begonnen zu haben, und schlug vor, einen anderen Autor zu fragen. Als ihm erneut Aufschub gewährt wurde, versprach er erneut, den Text zu schreiben, doch Monate später hatte er immer noch nicht geliefert.[15] Als Bauchs Mahnung dann dringlicher wurde, erklärte Panofsky in einem bewegenden Brief seine Schwierigkeiten mit dem Text. Vöges stilistische Meisterschaft – alles andere als schwerverständlich und unpräzise – ließ ihn fast kapitulieren: »Whatever I said, or tried to say, sounded flat, silly and possibly indiscreet as compared to the quotations of Vöge's own words.«[16] Auf englisch war dieser Text für Panofsky überhaupt

nicht zustande zu bringen, auf deutsch schließlich nur unter größten Mühen, und er war ziemlich glücklich, als Bauch ihm für den endlich fertigen Text schmeichelhafte Komplimente machte.[17]

Der mehr persönliche als wissenschaftliche und im übrigen makellose Text über Vöge blieb Panofskys einzige längere auf deutsch verfaßte Arbeit nach der erzwungenen Emigration. Lassen wir hier beiseite, daß Panofsky Deutschland und insbesondere deutschen Institutionen gegenüber gemischte Gefühle hatte, so bleibt doch der Umstand, daß für ihn die deutsche Spache nicht mehr die Verkörperung seines Denkens darstellte. Es war ihm nicht mehr möglich, sich leichthin zwischen zwei Sprachen hin- und herzubewegen, die er doch beide beherrschte. Das heißt, wissenschaftliches Denken und Schreiben findet für die allermeisten in einer und nicht in zwei Sprachen statt, wobei diese im Laufe eines wissenschaftlichen Lebens durchaus wechseln kann. Weder Adorno noch Panofsky haben sich freiwillig in die englische Sprache begeben, doch während sich das für den einen als glückliche Fügung erweisen sollte, war es für den anderen eine Sackgasse. Man stelle sich für einen Moment vor, Adorno hätte nicht nach Frankfurt zurückkehren können, in den USA bleiben und weiter auf englisch schreiben müssen; und Panofsky hätte die USA im Zuge der Intellektuellenjagden der McCarthy-Ära verlassen, eine Professur in Westdeutschland annehmen und wieder auf deutsch schreiben müssen. Das Spätwerk dieser beiden Autoren wäre wohl kaum so produktiv ausgefallen.

Was das Beispiel Adorno und Panofsky lehrt: Man weiß nicht von vornherein, in welcher Sprache sich das wissenschaftliche Denken am günstigsten entfaltet. Eine epistemische Überlegenheit der einen über die andere Sprache kann man daraus gewiß nicht ableiten. Es gibt nicht mehrere hundert Mathematiken, in denen sich über Quantentheorie oder Werkstoffmodelle denken ließe, und deswegen kann man sich schnell auf die angemessene Mathematik einigen, auch wenn es dabei natürlich immer wieder zu gewissen Veränderungen kommen kann. Es gibt aber zahlreiche Sprachen, in denen sich

über Caravaggio, Calderon oder Kabuki nachdenken ließe – ganz unabhängig davon, daß es sich empfiehlt, Italienisch, Spanisch oder Japanisch wenigstens zu lesen, wenn man das tut. Und jede dieser Sprachen vermag etwas Eigenes zum Verständnis dieser Sujets beizutragen, was in der Verpflichtung auf eine einzige Wissenschaftssprache verlorengeht. Sicherlich wird diese Eigenheit kaum je sofort zum universellen Allgemeingut, aber anstatt das mit dem Hinweis auf die Bequemlichkeit einer lingua franca auszumerzen, sollte man vielleicht eher die Geduld aufbringen, diese Ungleichzeitigkeit auszuhalten, sie sogar vielmehr als Möglichkeit einer ständigen Überraschung anzusehen, die eine ganz eigene Qualität der Geisteswissenschaften ausmacht.

Was Schopenhauer in seiner Laudatio auf das Lateinische als universale Wissenschaftssprache übersehen hat, ist die ungemeine Produktivität der Konfrontation mit denkerischer Fremdheit, mit anderen Denkstilen und Wissenskulturen. In ebendieser Konfrontation, die sich nicht auf das bereits Bekannte und Bewährte und die Anpassung an Geschmäcker verläßt, liegt eines der stärksten Momente wissenschaftlicher Autonomie. Wenn geisteswissenschaftliches Denken auf Sprache dringlich angewiesen ist, dann stellt die Verpflichtung auf eine Universalsprache, die – wie sich in unserer Zeit nur zu deutlich zeigt – durchzogen ist von politischen und ökonomischen Interessen bzw. Machtspielen, wenig Erfreuliches in Aussicht.

Mit Blick auf die Uniformierungstendenzen im World Wide Web merkt Byung-Chul Han an: »Wenn alle Schwellen, Unterscheidungen und Grenzen abgebaut werden, kommt es zu einer Wucherung und Verfettung der Kreisläufe, zu einer Hyperinformation, Hyperkommunikation und Hyperproduktion.«[18] In solche unschönen Kreisläufe gerät auch eine monolingual operierende Wissenschaft. Die immer noch lauter werdende Forderung, auch in den Geisteswissenschaften möglichst viel auf englisch zu veröffentlichen, argumentiert gern mit Schwellenabbau. Auch diejenigen, die nicht die jeweilige Sprache beherrschen, sollen einen Artikel lesen können. Das klingt

nicht unsympathisch, aber was passiert, wenn Leser gewahr werden, es mit einem Text zu tun zu haben, der sich dem Konsumentenbedürfnis und nicht der gebotenen Sachlichkeit anpaßt? Wird das mit milder Gleichgültigkeit übersehen? Oder wird man solche Texte dann irgendwann ignorieren? Wie man es dreht und wendet: Mit der adipösen Aufgedunsenheit von Kommunikation und Information ist der Sache der Geisteswissenschaften nicht gedient. Ungehemmter Schwellenabbau ist ein großes Mißverständnis hinsichtlich der Eigenart wissenschaftlicher Arbeit. So wie die Mathematik die Schwelle der meisten Naturwissenschaften bildet, bildet die Pluralität der Sprachen diejenige der meisten Geisteswissenschaften.

Und es kommt ein weiterer Aspekt hinzu. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal Adornos Befürchtung, daß es mit der geistigen Autonomie vorbei ist, wenn die wissenschaftliche Produktion auf den vom Geschäft beherrschten Kunden zugeschnitten wird, weil dieser »seine Inferiorität zum Vorwand der eigenen Ideologie erkürt«. Auf diesem Wege befinden wir uns. Verpflichtung auf englische Textproduktion mit Hilfe von Impact-Faktoren und Rankings erlaubt auch denjenigen, die nichts von der Sache verstehen oder keine Zeit und Lust haben, komplexere Denkwege zu verfolgen, sich schnell eine Meinung über die geleistete Arbeit zu bilden. Fraglos handelt es sich hier um ein Kontrollinstrument des new public management, denn solche Quantifizierungen sind kein Selbstzweck, sondern es gilt: management follows measurement. Und diese Entwicklung erachte ich für eine gewaltige Krise der Urteilskraft, deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Wenn das Urteil, das sich auf Sachkenntnis stützt und mit Argumenten rechtfertigt, ersetzt wird durch Rankings, dann ist das ein epochaler Wandel von Kulturtechniken und epistemischen Werten.

Über die Zeiten und Disziplinen hinweg besteht Einigkeit, daß Wissenschaftssprachen die Verkörperung eines bestimmten Denkens ermöglichen und zugleich der Autonomie der Wissenschaften dienen. Wie gezeigt, ist die Wissenschaftssprache

der mathematisch gestützten Wissenschaften nicht Englisch, sondern die Mathematik. Englisch ist die Sprache, in der man sich konventionellerweise verständigt. Das kann in den Geisteswissenschaften auch so sein: Nichts gegen eine dominante Konferenz- und Kommunikationssprache. Doch die Mathematik der Geisteswissenschaften ist die Pluralität der Sprachen, wobei es im Regelfall nur eine einzige ist, in der sich das wissenschaftliche Denken verkörpert. Diese kann nicht per Dekret festgelegt werden; und sie kann auch nicht, wie Schopenhauer es wollte, um eines Gelehrtenideals willen restauriert werden. Nichts anderes als diese Einsicht eröffnet uns die Möglichkeit, weiterhin an einer differenzierten Erkundung der Welt teilzuhaben.

Anmerkungen

1 Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena*, Bd. 2, in: ders.: *Sämtliche Werke*, hg. v. Paul Deussen, Bd. 5. München: Piper 1913, S. 529-531. — **2** Ders., *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Bd. 1, in: ders.: *Sämtliche Werke*, hg. v. Paul Deussen, Bd. 1. München: Piper 1911, S. 220. — **3** Ders., *Parerga und Paralipomena*, a. a. O., S. 527. — **4** Ebd., S. 561. — **5** Condillac, La langue des calculs, in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 23. Paris: Ch. Houel 1798, S. 7. — **6** Immanuel Kant, *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft*, in: ders.: *Werke*, Bd. 9. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975, S. 14 (Hervorhebungen im Original). — **7** Robert Musil, Geist und Erfahrung. Anmerkungen für Leser, welche dem Untergang des Abendlandes entronnen sind, in: ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. 2. Reinbek: Rowohlt 1978, S. 1042-1059, S. 1042. — **8** Theodor W. Adorno, Anmerkungen zum philosophischen Denken, in: ders., *Stichworte. Kritische Modelle* 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1969, S. 11-19, S. 18. — **9** Ders., Auf die Frage: Was ist deutsch, ebd., S. 102-112, S. 109. — **10** Ebd., S. 111. — **11** Ebd. — **12** Ludwik Fleck, *Denkstile und Tatsachen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2011, S. 195. **13** — Erwin Panofsky, Drei Jahrzehnte Kunstgeschichte in den Vereinigten Staaten. Eindrücke eines versprengten Europäers, in: ders., *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst*. Köln: DuMont 1978, S. 378-406, S. 386-387 [ursprünglich erschienen als »The History of Art«, in: *The Cultural Migration. The European Scholar in America*, hg. v. W. R. Crawford. Philadelphia 1953, S. 82-111]. Dabei arbeitete Panofsky ziemlich hart, um sich die englische Sprache als Wissenschaftssprache zu erschließen. Siehe dazu Karen Michels, Bemerkungen zu Panofskys Sprache, in: Erwin Panofsky, *Beiträge des Symposions Hamburg 1992*, hg. v. Bruno Reudenbach. Berlin: Akademie 1994, S. 59-69. — **14** Siehe Kurt Bauch an Erwin

Panofsky, 9.7.1956; E.P. an K.B., 17.7.1956 und 15.8.1956, in: Erwin Panofsky, *Korrespondenz*, Bd. III: 1950-1956, hg. v. Dieter Wuttke. Wiesbaden: Harrassowitz 2006, Briefe Nrn. 1964, 1972, 1983. — **15** Siehe Erwin Panofsky an Kurt Bauch, 9.4.1957 und 22.4.1957, in: ders., *Korrespondenz*, Bd. IV: 1957-1961, hg. v. Dieter Wuttke. Wiesbaden: Harrassowitz 2008, Briefe Nrn. 2079, 2085. — **16** Erwin Panofsky an Kurt Bauch, 25.2.1958, *ebd.*, Brief Nr. 2174. — **17** Erwin Panofsky, Wilhelm Vöge. 16. Februar 1868 – 30. Dezember 1952, in: ders., *Deutschsprachige Aufsätze*, Bd. II. Berlin: Akademie 1998, S. 1120-1144. Siehe dazu Kurt Bauch an Erwin Panofsky, 14.4.1958; E.P. an K.B., 26.4.1958, in: ders., *Korrespondenz*, Bd. IV, a. a. O., Briefe Nrn. 2198, 2204. In einem Brief an den Verleger Kurt Wolff bemerkte er sogar, daß dieser Text zum Schwierigsten gehörte, was er je angepackt habe, machte dafür aber nicht seine eigene Entwicklung hin zum Englischen verantwortlich, sondern die deutsche Sprache: »The German language has developed in such a curious way that almost every word one uses has come to be fraught with unwanted associations« (E.P. an Kurt Wolff, 13.2.1959, *ebd.*, Brief Nr. 2311). — **18** Freundlich bleiben. Der Philosoph Byung-Chul Han im Gespräch über den virtuellen Raum als Hölle des Gleichen und eine Gemeinschaft der Freundlichkeit, in: der Freitag, 5.1.2012 (http://www.freitag.de/kultur/1201-freundlich-bleiben, aufgerufen am 5.1.2012).

Fachsprachen und Normalsprache

Herausgegeben
von Julia Voss und Michael Stolleis

Valerio 14 | 2012

Wallstein